



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

**"Der Opferbegriff eignet sich als Chiffre, um Unrecht zu benennen",
Interview mit Andreas Tobler**

Tobler, Andreas ; Goltermann, Svenja

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-201561>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Tobler, Andreas; Goltermann, Svenja. "Der Opferbegriff eignet sich als Chiffre, um Unrecht zu benennen", Interview mit Andreas Tobler. In: Tages-Anzeiger, 23 November 2017, 33.



«Der Opferbegriff eignet sich als Chiffre, um Unrecht zu benennen»

Die Historikerin Svenja Goltermann befasst sich in ihrem jüngsten Buch mit der sich wandelnden Bedeutung des Ausdrucks «Opfer».

Mit Svenja Goltermann sprach Andreas Tobler

Immer wieder wird behauptet, dass sich heute alle diskriminiert fühlen können. Es gebe gar einen «Opferwettbewerb».

Es trifft zu, dass heute Opferzuschreibungen deutlich häufiger sind als noch vor 100 Jahren. Doch die Behauptung, dass sich mittlerweile alle als Opfer bezeichnen, halte ich für eine Fantasie und eine Polemik. Allein die Tatsache, dass diese Behauptung in den Medien immer öfter wiederholt wird, macht sie nicht wahr. Denn einen empirischen Beleg gibt es nicht, dass sich gewisse Gruppen oder gar eine Mehrheit dauernd als Opfer beschreiben würde. Wenn man sich längere Zeiträume anschaut, trifft man immer wieder auf die fixe Idee, dass etwas ganz Besonderes oder gar Bedrohliches geschieht. Es wird dann jeweils geglaubt, dass man besonders belastet oder in Bedrängnis sei - oder eben, wie heute, umstellt von Menschen, die sich Opfer nennen.

Aber wie ist denn ein Hashtag wie #MeToo zu erklären, den unzählige Frauen verwenden?

Gerade bei #MeToo lohnt es sich, sehr genau hinzuschauen, worum es wirklich geht. Man sieht, dass der Opferbegriff in diesem Zusammenhang vergleichsweise selten verwendet wird. Beobachten können wir zudem, dass Frauen in den sozialen Medien und anderswo auf Unrecht hinweisen oder darauf, was sie als Missstand empfinden. Bei #MeToo reicht das von Vergewaltigungen über sexuelle Nötigung bis hin zu flapsigen Bemerkungen. Einiges davon ist strafbar, anderes umstritten. Aber nur weil ein Unrecht oder ein Missstand benannt wird, bedeutet dies noch lange nicht, dass sich alle als Opfer empfinden. Und man sollte auch nicht so tun, als hätten

sich alle als solche bezeichnet.

Das wird nur selten so differenziert gesehen. Weshalb?

Meiner Meinung nach deutet dies darauf hin, dass Uneinigkeit darüber herrscht, welche Handlungen in unserer Gesellschaft als legitim gelten und welche nicht. Es ist auch ein Hinweis darauf, dass sich der Opferbegriff etabliert hat und er sich als Chiffre eignet, um Unrecht zu benennen. Das führt zu der Idee, dass sich alle als Opfer bezeichnen - obwohl das gar nicht bei allen der Fall ist, die auf Diskriminierung und Unrecht aufmerksam machen.

Warum ist «Opfer» ein solch emotional besetzter Begriff?

Wenn jemand sagt, er sei ein Opfer von etwas geworden, ist das eine Rede, die einem anderen oder einer Institution Verantwortung oder Schuld zuschreibt. Ausserdem können damit Ansprüche erhoben werden - etwa auf symbolische Anerkennung, materielle Entschädigung oder gar auf die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse.

Das war nicht immer so?

Nein, wenn man zurückblickt, sieht man, dass sich dies erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat. Das heisst nicht, dass es zuvor nicht auch Ungerechtigkeit und Leiden gegeben hätte. Das 19. Jahrhundert ist voll davon. Wenn wir uns zum Beispiel den Kontext von Kriegen anschauen, können wir jedoch sehen, dass Leiden in andere Deutungszusammenhänge eingeordnet wurde. Menschen haben sich nicht «als Opfer von etwas» bezeichnet, was unter anderem damit zu tun hat, dass Kriege damals in Westeuropa als etwas viel Normaleres angesehen wurden als heute. Es galt vielen als selbstverständlicher, «ein Opfer für» die Nation oder das Vaterland zu

erbringen - auch wenn es das eigene Leben war.

Man brachte also «ein Opfer für» - heute ist man Opfer «von etwas». Wann veränderte sich dies?

Ende des 19. Jahrhunderts, als im Zuge einer «Zivilisierung» oder «Humanisierung» des Krieges versucht wurde, Leid einzuschränken. Erst im 20. Jahrhundert wird die Rede von Opfern zu einer Sprechweise, um illegitime Gewalt anzuprangern - oder sogar im Namen von Opfern Gewalt auszuüben.

War «Opfer» also immer ein politischer Kampfbegriff?

Svenja Goltermann
Professorin und Autorin

Svenja Goltermann ist Professorin für Geschichte der Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Zürich. In ihrem jüngsten Buch «Opfer» gibt die Historikerin einen klugen Überblick, wie sich die Wahrnehmung von Gewalt und den Leidtragenden seit der Wende zum 19. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart verändert hat. Über die Angriffe der «Weltwoche» gegen sie und Philipp Sarasin wollte Svenja Goltermann im Zusammenhang mit ihrem neuen Buch nicht sprechen. (Red)

Svenja Goltermann: Opfer. Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne, S. Fischer, Frankfurt/M. 2017. 333 S., ca. 33 Fr. Die Autorin stellt am 5. Februar 2018 im Literaturhaus Zürich ihr Buch vor.



Svenja Goltermann: «Gerade bei #MeToo lohnt es sich, sehr genau hinzuschauen, worum es wirklich geht.» Foto: Doris Fanconi



So konnte und kann er benutzt werden. Aber nicht nur. Das Verständnis von «Opfer» hat sich nämlich im Verlauf des 20. Jahrhunderts grundlegend verändert - unter anderem in Abhängigkeit davon, was wir als normale Belastung für einen Menschen ansehen. Entscheidenden Einfluss hat deshalb die Diagnose der Posttraumatischen Belastungsstörung, die in den USA 1980 offiziell verankert wurde. Das Interessante an dieser Traumakonzeption ist, dass sie im Vergleich zu früheren Diagnosen von der Annahme ausgeht, dass Menschen allein aufgrund von äusseren Ereignissen psychisch erkranken können, weder die Persönlichkeit noch eine genetische Disposition dafür ausschlaggebend sind. Das heisst, Menschen können demnach gänzlich unschuldige Opfer sein.

Gerade Kriegsoffer werden aber schon immer gelitten haben.

Das ist unbestritten. Aber ihre psychischen Leiden haben sie anders eingeordnet. Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg gab es noch einen recht eng definierten Zeitraum, in dem es etwa für Angehörige von Soldaten völlig plausibel war, dass sie psychisch am Krieg litten. Das hat man sechs Wochen oder drei Monate hingenommen, bei Kriegsgefangenen etwas länger. Danach tauchte bei vielen Betroffenen und ihren Familien die Frage auf: «Ist das vielleicht ererbte?», «Hatte meine Mutter oder mein Grossvater nicht auch einmal so etwas?».

Die Erklärungsversuche für psychisches Leiden sind also zeitbedingt?

Ja. Historisch betrachtet, gibt es keinen Deutungsautomatismus. Man darf auch nicht vergessen, dass psychische Leiden lange stigmatisiert waren. Wir alle kennen den Ausspruch: «Der hat einen Dachschaden!» Das moderne Traumakonzept machte es hingegen zunehmend akzeptabel, dass jemand psychisch leidet. Auch wenn es für Männer bis heute schwierig ist, wenn sie etwas psychisch nicht aushalten. Das gilt selbst für Soldaten, die im Kontext von Kriegen kollabieren.

Täuscht der Eindruck, oder gibt es heute wirklich eine Vielzahl an

Handlungen und Ereignissen, die als traumatisierend gelten können?

Es gibt vor allem ein populäres Verständnis von Trauma, das sich beträchtlich ausgeweitet hat, dabei allerdings vom medizinischen Konzept abweicht. In diesem Zuge hat sich eine viel breitere Auffassung von Gewalt entwickelt. Während der letzten 40 Jahre hat sich zum Beispiel zunehmend ein Bewusstsein dafür herausgebildet, dass nicht nur physische Handlungen, sondern auch diskriminierendes Sprechen verletzend sein kann.

Gerade dies geht einigen zu weit, wenn etwa von «Hate Speech» oder «Mikroaggressionen» die Rede ist.

Wenn man davon ausgeht, dass diskriminierendes Sprechen psychisches Leiden verursachen kann, ist es eigentlich nicht möglich, Menschen das Recht abzusprechen zu sagen: Ich bin ein Opfer. Das gilt dann auch für Hate Speech. Es gibt in diesem Sinne heute keine sinnvolle Unterscheidung zwischen «wirklichen» und «falschen» Opfern. Wenn wir diese Unterscheidung treffen wollen, führt sie uns zwangsläufig in eine Diskussion darüber, welche Belastungen man Menschen zumuten will, was wir für normal ansehen und was nicht.

In unserer Gesellschaft gibt es dauernd einen Abgleich, was als normal gilt und was nicht. Warum missfällt Ihnen das?

Selbstverständlich ist das ein dauernder Aushandlungsprozess. Was mir missfällt, ist, wenn dabei versucht wird, Menschen abzuwerten, indem man ihnen entgegenhält: «Jetzt benehmen sie sich wieder wie Opfer.» In solchen Sätzen macht sich eine Verschiebung bemerkbar, mit der die Figur des Opfers grundsätzlich abgewertet wird. Das ist alles andere als eine inhaltliche Auseinandersetzung. Es ist der Versuch, zu diskreditieren und Kritik zu delegitimieren.

Glauben Sie nicht, dass sich einige als Opfer bezeichnen, um dadurch Aufmerksamkeit zu erregen? Dass sie dies sogar geniessen oder sich moralisch überlegen fühlen -

etwa bei #MeToo?

Selbstverständlich kann es das geben. Wie bei jedem anderen Phänomen, bei dem sehr viele Menschen involviert sind. Es lässt sich auch nicht bestreiten, dass der Opferbegriff dafür eingesetzt werden kann, Aufmerksamkeit zu erlangen. Manche Menschen benötigen den Opferbegriff einfach, damit man ihnen Gehör schenkt. Aber das ist eine ganz andere Sache als die Behauptung, sie würden das geniessen. Vielleicht sollte man sich wieder einmal klarmachen, dass es in aller Regel nicht besonders toll ist, in einer Notlage zu sein und den Opferbegriff verwenden zu müssen.

Wer also sagt, ich bin ein Opfer, möchte eigentlich keines mehr sein und über das hinwegkommen, was er oder sie erlitten hat?

Ich würde das ungern so verallgemeinern. Es gibt Leute, die sich darin einrichten und davon zehren. Andere wollen genau das nicht. In den feministischen Bewegungen etwa gab es schon seit den 1970er-Jahren immer wieder Diskussionen, ob sich Frauen als Opfer verstehen sollten. «Wir wollen doch gar keine Opfer sein!», sagten damals einige. Sie wollten gerade nicht die passive Rolle des Opfers einnehmen, die man ihnen als Frauen ja schon sonst immer zuschrieb. Und das gilt auch für Menschen, denen etwas Schlimmes widerfahren ist. Für die ist es aber trotzdem wichtig, sagen zu können: Hier ist mir ein Unrecht widerfahren, ich bin ein Opfer geworden - und zwar ohne, dass sie in dieser Rolle verharren oder ihre Identität vollständig davon bestimmen lassen.

Heute wird gefordert, dass wir Resilienz, also Widerstandsfähigkeit, ausbilden sollen.

Grundsätzlich spricht nichts gegen Resilienz. Schwierig wird es, wenn die Ausbildung von Widerstandsfähigkeit zur Norm erhoben wird. Wenn das von jedem erwartet wird, obwohl nicht alle dazu in der Lage sind. Man behauptet dann eigentlich, dass jemand selbst schuld sei, wenn er unter etwas leide, wenn man etwa seinen Job verliert und dann nicht sofort wieder Tritt fasst. Die

Tages-Anzeiger

Tages-Anzeiger
8021 Zürich
044/ 248 44 11
<https://www.tagesanzeiger.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 148'705
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich



Seite: 33
Fläche: 120'053 mm²



Universität
Zürich^{UZH}

Auftrag: 1070143
Themen-Nr.: 377.012

Referenz: 67536576
Ausschnitt Seite: 4/4

Förderung der Resilienz ist symptomatisch für unsere Zeit: In den 1970er- und 1980er-Jahren gab es noch viel stärkere Forderungen, die gesellschaftlichen Strukturen zu verändern. Heute hingegen geht es eher darum, sich einzufügen und zu funktionieren.